



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Preußische Kriegsschiffe und Colonien unter dem großen Kurfürsten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nehmen können. Was in Folge dessen in Oestreich geschehen ist, ist ein Abdanken der Staatsidee zu Gunsten der elementaren Kräfte, die zu leiten die Aufgabe der Staatskunst ist. Man hat gehandelt wie ein Arzt, der, wenn seine Kunst erschöpft ist, nichts Anderes thun kann, als den Kranken seiner Natur zu überlassen. Das Experiment ist doppelt gefährlich in einem Augenblick, wo der Glaube an die europäische Nothwendigkeit Oestreichs stark erschüttert ist. Ob es zur Heilung oder Auflösung führen wird, das wird theils von Ungarn, theils aber auch davon abhängen, ob das deutsche Element kräftig genug ist, zu handeln statt zu resigniren und zu kritisiren, und einsichtsvoll genug, um seinen Illusionen über die Oestreich gebührende Machtstellung zu entsagen. Die Constitutionellen haben es nicht verstanden, in den Zeiten ihrer Macht die Ungarn als ebenbürtige Genossen zu behandeln, sie müssen sich jetzt darein finden, sich mit den siegreichen Rivalen über die Zukunft des Staates zu vereinbaren. Je fester sie auf sich selbst stehen, je entschiedener sie fallen lassen, was nicht zu halten ist, je kräftiger sie jedes Bündniß mit den Föderalisten abweisen, desto mehr Aussicht haben sie, den Dualismus durch Gründung eines deutsch-magyarischen Einheitsstaates zu versöhnen. In wie fern die Lage der auswärtigen Verhältnisse hemmend oder fördernd auf die Erreichung dieses Zieles einzuwirken vermag, wollen wir in einem zweiten Artikel betrachten.

Preussische Kriegsschiffe und Colonien unter dem großen Kurfürsten.

Es war im Jahre 1674, als sich ein Holländer mit dem Anerbieten, den Brandenburgern gegen die Schweden mit Kriegsschiffen beizustehen, an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm wandte. Der Mann hieß Benjamin Raule, war Kaufmann und schrieb aus dem Schuldgefängniß von Middelfahrt, in welches ihn das Mißverhältniß zwischen seinem Reichthum an Ideen und Plänen und seinem Mangel an den zur Ausführung derselben erforderlichen holländischen Dukaten und Gulden gebracht hatte. Mit ihm sich einzulassen konnte bedenklich scheinen, doch war sein Gedanke diesmal, so seltsam er uns jetzt vorkommen mag, der Beachtung nicht unwerth. Der Kurfürst stand mit dem größten Theil seines Heeres gegen die Franzosen am Rhein, die in Brandenburg zurückge-

bliebenen Truppen waren den Schweden nicht gewachsen, diese mußten aber weichen, wenn es gelang, ihnen die Zufuhr von Salz und Getreide abzuschneiden, und da hierbei Kaperschiffe die besten Dienste leisten konnten, so ließ sich das Anerbieten des Holländers hören. Der Kurfürst löste Raule durch Zahlung von fünfundzwanzigtausend Gulden aus seiner Haft, und dieser, dem es noch während der letzteren möglich geworden, drei Fregatten und zwei kleinere Schiffe segelfertig zu machen, rechtfertigte sehr bald das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er der schwedischen Schifffahrt auf der Nordsee eine beträchtliche Anzahl von Fahrzeugen wegnahm.

Darauf hin mietete Friedrich Wilhelm die Schiffe Raules förmlich für drei Monate und verstärkte die Mannschaft derselben mit Marinesoldaten, die er in Holland für sich werben ließ. Da diese Flotille bei der Einnahme von Wolgast und Wollin gute Dienste leistete, wurde der Mietcontract für das nächste Jahr erneuert, und auch diesmal lohnte sich das Geschäft, und zwar ohne Verzug, indem bald nach Eintreffen des rauleschen Geschwaders drei Fahrzeuge desselben bei Kolberg zwei schwedische Drlogschiffe, darunter eine Fregatte, zum Streichen der Flagge nöthigten und wegnahmen. Die Fregatte, welche den Namen „Leopard“ führte, wurde in ein brandenburgisches Kriegsschiff umgewandelt — das erste, welches dem Kurfürsten eigenthümlich gehörte, aber bald nicht mehr das einzige; denn ohne Verzug rüstete er im kolberger Hasen noch einige weitere Fahrzeuge aus, die im Verein mit den Kaperschiffen Raules dann die ganze Ostsee unsicher machten und bei der Belagerung Stettins, Stralsunds und Greifswalds sowie bei der Eroberung der Insel Rügen die kurfürstlichen Waffen sehr wesentlich unterstützten.

Nach Abschluß des Friedens behielt der Kurfürst die neu begründete Kriegsflotte, und dieselbe hatte bald wieder Gelegenheit, ihm Nutzen zu schaffen. Schon 1675 war ein Theil derselben vor Hamburg erschienen, um eine brandenburgische Schuldforderung von hunderttausend Thalern, welcher der dortige Senat gerecht zu werden sich geweigert, einzutreiben, und die stolzen Hamburger hatten sich fügen müssen. Jetzt galt es, einen Schuldner vornehmerer Art zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu zwingen. Spanien schuldete Brandenburg zwei Millionen Thaler Subsidiengelder, die es demselben für seine Theilnahme am Kampfe gegen die Franzosen zugesagt, und vergebens machte Friedrich Wilhelm wiederholt Vorstellungen, um vom madrider Hofe wenigstens eine Abschlagszahlung zu erlangen. Anfangs mit höflichen Redensarten abgespeist, erhielt er zuletzt, dringender mahnend, die Antwort, man habe kein Geld, ihn zu befriedigen. Der große Kurfürst aber war nicht der Mann, solche Insolenz gelassen einzustecken. Sofort erhielt Raule, der inzwischen Marinedirector geworden, Befehl, sechs Schiffe: „Friedrich Wilhelm“ mit 40, „Kurprinz“ mit 32, „Dorothea“ mit 32, „Rother Bär“ mit 30, „Fuchs“ mit 20 und „Berlin“ mit 16 Kanonen,

sowie den Brander „Salamander“ in Dienst zu stellen, und nachdem dies geschehen, stach die Flotte, die von Claus v. Bevern befehligt war und 900 Matrosen und Seesoldaten an Bord hatte, in See. Ihre Ordre lautete, vor Dünkirchen auf spanische Schiffe Jagd zu machen, die gefaperten nach Pillau zu schicken, dann nach Cadix zu segeln und von dort nach Befinden bis in die westindischen Gewässer zu gehen.

Der Erfolg dieser Expedition war ein so schöner, wie ihn Deutschland zur See bis auf den Sieg bei Eckernförde nicht wieder erlebt hat. Schon im Kanal stieß Bevern auf das spanische Linienschiff „Carolus Secundus“ von 50 Kanonen, griff es mit Ungestüm an, nahm es nach tapferm Kampfe und sandte reiche Beute heim; denn die Ladung des eroberten Fahrzeugs bestand aus brabantischer Spitzen und feiner Leinwand. Spanien erhob darüber gewaltigen Lärm, forderte Herausgabe des Schiffes und der Ladung und glänzende Satisfaction für diese „seeräuberische Frechheit“, beugte sich aber, herabgekommen und ohnmächtig, wie es damals schon war, mit Schimpfen und Drohen, wodurch sich der Kurfürst natürlich nicht anfechten ließ. Im Gegentheil sandte er bald ein neues Geschwader unter Thomas Adler aus, dem auch der nun brandenburgische „Carolus Secundus“ beigegeben war, und dessen Instruction in den Hauptstellen folgendermaßen lautete*):

„Es hat sich gedachter unser Commandant mit den ihm untergebenen drei Schiffen Carolus secundus, der Rothe Löwe und Fuchs, sobald er segelfertig, geraden Weges nach der Höhe von Dunquerque zu erheben, und wenn er daselbst wird angelanget und zu dem Capitän Jean Lacher gestoßen sein, soll er von denselben Schiffen in dieser seiner Escadre so viel von Soldaten und Matrosen übernehmen, als er nöthig befinden wird, um mit Mannschaften wohlversehen zu sein. Indessen soll er unter der Hand und in der Stille vernehmen, wie es mit der ostendischen Convoy beschaffen, wie stark sie sei und wenn sie aussegeln werde. Da er ferner fleißig darauf Achtung zu geben und zu dem Ende zwei der bestsegelnden Schoner auf Kundschaft zu schicken hat; und wenn er nun solche Convoy nebst den Kauffahrteischiffen antrifft, hat er zu begehren, daß sie sich freiwillig ergeben möchten, und so sie solches nicht thun wollen, hat er sie dazu mit Macht zu constringiren, und wenn es glückt, daß er sie wegnimmt, hat er die Schiffe nach Pillow zu senden, ohne daß er selber mitkomme. Und weil er sothane nach der Pillow gehende Schiffe mit Unser Matrosen versehen muß, so hat er von denen spanischen Matrosen so viel freiwillig in Dienst zu nehmen, als er von den Ausrigen wegschickt. Sollte er aber erfahren, daß gedachter Convoy entweder aus Furcht nicht

*) Vgl. „Vertrauliche Mittheilungen vom preussischen Hofe und aus der preussischen Staatsverwaltung“, eine Schrift, die wir in Nr. 38 anzeigten, und der wir hier auszugsweise folgen.

auslaufen werde, oder auch, daß selbiges bereits abgefeselt war, so soll er auf den ersten Fall auf dasselbe Convoy sowohl, als auf alle einkommende und ausgehende flämische und spanische Schiffe ein Monat lang, so viel der Wind füget, kreuzen und sich so viel wie möglich unbekannt halten, mit oder ohne französische Flagge, welche ihm zu dem Ende mitgegeben worden. Auf den andern Fall aber, wenn der Convoy bereits ausgelaufen war oder ihm bei Nacht echappiret, soll er mit seiner Escadre gerade durch den Kanal laufen, ohne in England oder Frankreich zu landen, ohngefähr bis vor Cadix, woselbst er gute Kundschaft einzuziehen hat, was von Spanien ein- und auslaufen wollen, worauf er denn, wie auch auf die Türken, fleißig zu kreuzen hat, und wenn er türkische Schiffe oder Prisen, so die Türken genommen, antreffen sollte, hat er dieselben rigoureuz zu besetzen und diejenigen, welche er durch Gottes Segen erobern möchte, nach Lissabon zu bringen und die Türken daselbst als Sklaven so theuer als möglich zu verkaufen und das Geld durch gute Wechselbriefe nach Rotterdam an Jean Ledy zu remittiren, und die darin gefundenen Güter wie auch die Schiffe selbst hat er zu Lissabon bis zu seiner Wiederkunft liegen zu lassen und dann mit Salz zu beladen und nach der Pillow mitzubringen.“

„So soll er auch zu vernehmen suchen, wenn die spanische Flotte ankommen werde, welche durch den fernen Weg (von Amerika) insgemein von einander getrennt wird, daher ist zu versuchen, ob er das Glück haben könne, ein oder anderes Gallion zu erobern. Bevor nun die Silberflotte eingelaufen, oder er von uns andre Ordre bekommt, soll er nicht vor sechs Monaten oder acht zurückkommen, es sei denn, daß die höchste Noth es erfordert, und weil in Amsterdam noch acht neue Kapitalschiffe für den König von Spanien angefertigt werden, so soll er darauf Acht geben, zumal sie nur schlecht bemannt sein sollen, und obschon einer, Maas in Amsterdam, sothane Schiffe unter seinem Namen protegiret und gleichsam als holländische passiren lassen will, so soll er sie dennoch, weil sie Spanisch seien, wegnehmen, seine Escadre damit verstärken und das Volk vertheilen. Im Fall ihm einige Noth, Unglück oder dergleichen zustoßen würde, soll er das Revier von Lissabon zur Retraite nehmen, zu welchem Ende wir ein Requisitionsschreiben an den Prinzen Don Pedro schicken.“

„Im Fall einige Rencontres vorgingen, soll er sie Bestens thun, Einer den Andern nicht verlassen, sondern sich einander bis auf den Letzten helfen, damit unser Respect außs Beste conserviret werde, und wer einige lachetés begeben würde, der soll sofort mit dem Tode bestraft werden, und wird der Commandeur autorisiret, zu Capitän zu machen, welche es besser meritiren, ohne Ansehung der Person.“

Das Geschwader Adlers erfüllte die ihm gestellte Aufgabe nicht ganz. Zwar kaperte es Schiffe, die mit ihren Ladungen einen Werth von 150,000

Thalern hatten, aber sein Angriff auf die spanische Silberflotte mißglückte trotz der unerhörten Kühnheit, mit welcher die brandenburgischen Seecapitäne es mit einer zehnfachen Uebermacht aufzunehmen wagten. Allerdings gelang es ihnen, sich ohne wesentlichen Verlust, ja mit Gewinn an Ehre, aus dem Gefechte in einen portugiesischen Hafen zurückzuziehen, aber es war die letzte bedeutendere Kriegsthät zur See, der sich Brandenburg unter dem großen Kurfürsten rühmen konnte. Dieser plötzliche kühne Eintritt des kleinen deutschen Landes in die Reihe der Seemächte erregte deren Eifersucht, und Friedrich Wilhelm, damals schon ein alter Herr, wurde bedenklich, verzichtete auf fernere Pläne der Art und wendete sich jetzt ausschließlich der Entwicklung der Handelsmarine zu.

Sollte diese gedeihen, so mußten unmittelbare Auszugquellen für die vaterländischen Erzeugnisse, so mußten Colonien erworben werden. Hierzu war Raule der rechte Mann, und da die brandenburger Handelswelt damals noch wenig Sinn für weitaussehende Unternehmungen zeigte, so gestattete der Kurfürst jenem, daß er im Verein mit einer seeländischen Gesellschaft unter brandenburgischer Flagge an der westafrikanischen Küste die Gründung von Factoreien versuchte.

Im Juli 1680 ging Capitän Blanc mit zwei Schiffen, die eine Besatzung von 20 brandenburgischen Soldaten hatten, dem „Brandenburger Wappen“ und dem „Mohrian“ nach jener Küste ab, um europäische Waaren gegen Goldstaub, Elfenbein und Sklaven auszutauschen, und am 16. Mai 1681 landete derselbe in der Nähe des Vorgebirgs der drei Gipfel bei dem Dorfe Acoda, wo er mit drei Regerehäuptlingen einen Vertrag abschloß, durch welchen diese sich verpflichteten, künftig nur mit Schiffen unter brandenburger Flagge zu handeln und dem Kurfürsten einen Platz zu einer Citadelle abzutreten. Dann begann der Tauschhandel mit den Schwarzen, der den Schiffen eine werthvolle Ladung dortiger Landesproducte zuführte. Als die Expedition mit denselben heimkehrte, erregten sie die Bewunderung der Handelswelt und fanden lebhaftere Anerkennung beim Kurfürsten, der zu Ehren der Expedition Medaillen schlagen und aus den mitgebrachten Goldkörnern sogenannte Schiffsducaten prägen ließ, die heute gesuchte Zierden von Münzsammlungen sind.

Die Gesellschaft, welche die Expedition unternommen, wurde nun von dem Kurfürsten förmlich in seinen Schutz genommen und mit einem Freibrief bedacht, der sie berechtigte, mit Ausschluß aller andern Bewerber zwischen dem grünen Vorgebirge und Angola Handel zu treiben. Zugleich versprach Friedrich Wilhelm, auf Guinea eine Festung zu bauen und dort in Friedenszeiten den Dienst von seinen Truppen thun zu lassen; dagegen sollte im Fall eines Krieges jeder erwachsene Colonist die Waffen tragen.

Die Verwaltung der Colonie wurde einem Collegium von vier „Besindhabern“ übertragen, denen ein vom Kurfürsten ernannter Minister präsidirte,

Friedrich Wilhelm betheiligte sich mit 8000, Raule mit 20.000 Thalen an dem Unternehmen. Dasselbe gedieh so rasch, daß die Gesellschaft sechs Jahre, nachdem das erste Schiff in Westafrika gelandet, schon dreißig Fahrzeuge dahin abgeben ließ, unter denen mehre waren, die ausschließlich für den kurfürstlichen Dienst fuhren.

Im zweiten Jahre nach Anknüpfung des Verkehrs mit den Negern Westafrikas sandte der Kurfürst die Schiffe „Kurfürst“ und „Mohrian“ dorthin, um mit den Häuptlingen des Landes einen schriftlichen Vertrag abzuschließen und die versprochne Festung zu bauen. Die Schiffe wurden von den Capitänen Voss und Blanc geführt, als Vermittler des Vertrags und künftiger Gouverneur der Colonie ging der Major Otto Friedrich v. d. Gröben mit, der sich zu diesem Posten vorzüglich eignete. Nachdem Gröben die Küste von Guinea erreicht, suchte er nach einem passenden Punkte für die projectirte Citadelle. Er fand einen solchen bei dem Dorfe Acoda, gewann die anfänglich mißtrauischen Eingebornen für den Plan, mußte aber bald die Erfahrung machen, daß sie ihn getäuscht, und daß die Stelle schon von den Holländern in Besitz genommen war. Weiter segelnd gelangte er vor die Gegend, mit deren Bewohnern Blanc vor zwei Jahren verhandelt hatte. Die damals dort vorhanden gewesenen Negerdörfer waren zerstört, die Einwohner derselben größtentheils getödtet, der Rest derselben erwies sich freundlich, und da die Landschaft sehr einladend und ein dortiger Berg vortrefflich zur Anlage einer Festung geeignet war, so beschloß Gröben, sich hier niederzulassen. Er zog, während die Schiffskanonen gelöst wurden, unter Schalmeyenklang und Paukenwirbel ans Land, nahm Besitz von demselben und schaffte mit Hilfe der Neger sofort sechs Geschütze auf den Berg, worauf er dort die große brandenburgische Flagge aufpflanzte.

Diese feierliche Besitzergreifung fand am Neujahrstage von 1683 statt. Am andern Morgen ließ Gröben ein großes Zelt auf dem Berge aufschlagen, nöthigte die Häuptlinge der Umwohner hinein und fragte sie feierlich, ob sie seinem Kurfürsten huldigen wollten. Sie erklärten sich bereit dazu, falls er ihnen seinen Schutz geloben wollte. Gröben versprach dies, und darauf wurde der Vertrag durch „Feteste saufen“ besiegelt, d. h. die Häuptlinge und der Gouverneur tranken sich einander Brantwein mit Schießpulver gemischt zu, während den geringen Negern die Zungenspitze mit dem schwarzen Bodensatz bestrichen wurde, „damit sie auch treu blieben“. Dann schritt man zum Bau der Festung, indem man die Schwarzen Baumstämme fällen, daraus Palissaden hauen und den Berg damit einfassen ließ, worauf Gröben ihm den Namen „Großer Friedrichsberg“ gab, um damit anzudeuten, „daß Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht Namen vor aller Welt groß sei“.

Noch während des Baues war plötzlich ein Holländer vollen Laufes und eine holländische Flagge in der Hand erschienen, um im Auftrage des

Oberkaufmannes oder Vorstehers der holländischen Niederlassung Agim jene Flagge auf dem Berge aufzupflanzen; als er jedoch die brandenburgische darauf erblickte, kehrte er bedächtig um und ging ebenso langsam zurück, als er eilend hergekommen war. Gröben aber schloß nun mit den Häuptlingen einen schriftlichen Vertrag ab, durch den er ihnen den Berg förmlich abkaufte und ihnen Schutz gegen die holländische Compagnie zusagte. Dabei wurde nochmals Fetestie getrunken, wobei der älteste Häuptling Gröben „einen Löffel mit Brantwein, Bermuth-Extract und Violenfist in den Hals steckte, daß er sechs Wochen daran genug hatte.“ Damit war das Geschäft abgemacht — mit den Negern, nicht aber mit den Holländern von Agim.

Am folgenden Tage bewegte sich von Agim her ein langer Zug nach Groß-Friedrichsburg, an der Spitze zwei Fahnen und der Vorsteher, der sich bei Gröben melden ließ. Die Antwort lautete: der Herr sei willkommen, seine Fahne und sein Volk aber möge er unten lassen, „der Berg könne nicht mehr als eine Fahne leiden“. Darauf kam der Vorsteher in würdevoller Haltung und feierlichem Schritt heranmarschirt. Er trug nach Gröbens wörtlicher Beschreibung: „einen rothen Scharlachnen Rock mit durchbrochnen silbernen Knöpfen, auf der Schulter habende einen großen Pusch Band wie auch der Hut und Degen, wie die alten Feder-Fechter zu tragen pflegen. Unten hatte er ein leberfarbenedes Kammisol, nachmals ein blau paar Taffetine Hosen, ein grün langes Degen-Gehenk mit einem Leibfarbenen gewirketen Gürtel umgürtet. Die Schue waren gestickt und die Strümpffe von weißer Seide. Hinter ihm gingen seine zwey Assistenten fast in gleicher Liberey. Darauff folgten 8 Schwarzen, so auf ausgehöleten kleinen Elephanten-Zähnen eine seltsame Music machten, in welche Harmonie ein Kerl auf einer kleinen Drommel mit einem krummen Haken dreinschlug.“

„Da ich ihm,“ so fährt Gröben fort, „in das Fort genöthiget, ließ er sich von einem Schwarzen entkleiden, damit wir die güldene Knöpfe, so er im Hemde und Hosen trug, auch zu sehen bekämen.“ Er sprach dann dem ihm vorgesezten Wein mit großem Behagen zu und erhob hierauf feierlich Protest gegen die Niederlassung der Brandenburger. Gröben erwiderte trocken, wenn er Einspruch thun wolle, so möge er sich nach Berlin wenden; wolle er aber Gewalt brauchen, so würde man ihm Gewalt entgegensetzen, worauf der Holländer kein Wort entgegnete, dem Wein von neuem reichlich die Ehre anthat und sich schließlich ebenso langsam und feierlich, wie er gekommen, wieder entfernte.

Die nächsten acht Tage war nun alles ruhig, und schon glaubten die Preußen, die Holländer wollten sich die neue Colonie gefallen lassen, als sich das Gerücht verbreitete, sie hätten entfernt wohnende Negerstämme aufgewiegelt, in Masse gegen Groß-Friedrichsburg heranzuziehen, und nicht lange dauerte es,

so kamen Flüchtlinge von den verbündeten Schwarzen, meldeten das Anrücken des Feindes und baten um den verheißenen Schutz. Gröben war nicht besonders wohl zu Muthe. Die Gegner sollten an dreitausend Mann stark sein, er hatte, da unter seinen Leuten die Seuche des Landes grassirte, nicht mehr als 50 Brandenburger ins Feld zu stellen, zu denen höchstens noch 200 befreundete Neger kamen. Indes setzte er sich rasch in Verteidigungszustand und erwartete den Sturm des Feindes festen Blickes. Mit furchtbarem Geschrei und unaufhörlichem Flintenfeuer stürzten die Schwarzen, circa 2000 Köpfe stark, gegen seine Palissaden heran. Gröben verbot, das Gewehrfeuer zu erwidern, als die Schaar der Stürmenden aber dicht an seine Verschanzung herangekommen war, ließ er mit einer sechspsündigen Kanone dahin schießen, wo sie am dicksten standen. Da kehrten die Angreifer plötzlich um, liefen in eiliger Flucht nach den Wäldern und verschwanden auf Nimmerwiederkehr. Der Krieg war zu Ende; „denn die Mohren,“ sagt Gröben naiv, „können das grobe Geschütz nicht vertragen.“

So war denn die Besiznahme vollzogen und vor der Hand gesichert. Fast jeden der nächsten Tage kamen neue Negerhäuptlinge zum Besuch in die Festung, und viele von ihnen siedelten sich mit ihren Leuten in der nächsten Umgebung an, nachdem sie dem Vertreter des Kurfürsten Treue versprochen. Auch begrüßte bald darauf ein englisches Schiff, welches vor dem Fort Anker warf, die brandenburgische Flagge mit Kanonenschüssen — die erste Anerkennung der afrikanischen Colonie Brandenburgs durch eine europäische Macht.

Gröben übergab nun das Fort dem Capitän Blanc, stellte die ganze Niederlassung unter dessen Befehl und kehrte nach Preußen zurück, um dem Kurfürsten Bericht über die Ausführung des ihm ertheilten Auftrags abzustatten. Dieser war sehr erfreut darüber und bezeugte dem Ueberbringer so angenehmer Nachrichten seine Zufriedenheit damit, daß er ihn mit den Amtshauptmannschaften Marienwerder und Riesenburg „regalirte“. Die Wälle von Groß-Friedrichsburg armirte er mit 46 Geschützen und verstärkte die Garnison, dann wurde mit den Bewohnern von Acoda ein Bündniß geschlossen und auch bei ihnen ein Festungswerk, die Dorotheenschanze, errichtet, und schließlich erhielt auch das Vorgebirge der drei Spigen ein kleines Fort. Die Neger aber schickten im nächsten Jahre einen Gesandten aus ihrer Mitte nach Berlin, um die geschlossenen Verträge feierlich zu erneuern und sich eidlich zu verpflichten, keine andere Oberherrlichkeit anzuerkennen als die brandenburgische und sich auch mit keiner andern Handelsgesellschaft als der brandenburgischen in Verkehr einzulassen. Vergeblich versuchten die Holländer alles, was in ihren Kräften stand, den Ansiedlern durch Proteste und Chicanen den Aufenthalt zu verleiden und die Schwarzen gegen dieselben aufzustacheln, die Colonie wuchs durch immer neue Ansiedlungen von Negern; denn die Wilden wußten, daß sie an dem Kurfürsten einen wirklichen

Schirmherrn hatten, während die Holländer sie in Friedenszeiten lediglich auszubenten suchten und, wenn ein Krieg ausbrach, sie theilnahmlos ihrem Schicksal überließen.

Diese Ehre für den brandenburgischen Namen und diese Anerkennung deutscher Treue im fernen Afrika war aber auch so ziemlich die einzige Frucht der Niederlassung; denn die goldnen Früchte, die Raule von ihr erwartet, blieben fast ganz aus, obwohl die Kraft der Gesellschaft jetzt durch Erwerbung eines bei Preußens geographischer Lage sehr erwünschten Hafens in der Nordsee beträchtlich verstärkt wurde.

Die Stadt Emden und die Stände von Ostfriesland glaubten sich von der Fürstin Christine Charlotte, die im Namen ihres minderjährigen Sohnes regierte, beeinträchtigt und wandten sich an Friedrich Wilhelm mit der Bitte, in die Stadt und in das Küstencastell Greifseele eine brandenburgische Garnison zu legen. Der Kurfürst ging darauf unter der Bedingung ein, daß Ostfriesland sich an der afrikanischen Gesellschaft betheilige. Dies geschah, die Ostfriesen führen von nun an unter der Flagge Brandenburgs und genossen den Schutz von dessen Kriegsmarine. Der Sitz der afrikanischen Gesellschaft wurde von Pillau nach Emden verlegt, und zu gleicher Zeit erfuhr das Seewesen des Kurfürstenthums eine Reorganisation. Friedrich Wilhelm kaufte seinem Marine-director Raule 9 Schiffe mit 250 Kanonen für 109,000 Thaler ab und setzte für die Flotte, die nun aus jenen 9, dem Linienschiff „Carolus Secundus“ und 16 kleineren Fahrzeugen bestand, eine eigne Admiralität ein.

Das begab sich im Jahre 1684, welches die höchste Blüthezeit der brandenburgischen Marine bezeichnet. Zu Thaten kam sie nicht wieder; denn der Welt-handel, den der große Kurfürst im Auge hatte, und den sie zu beschützen gehabt haben würde, wollte sich infolge von allerlei Hemmnissen, welche sich Friedrich Wilhelms Plänen entgegenstellten, nicht entwickeln. Vergebens bemühte er sich, eine brandenburgisch-ostindische Handelsgesellschaft zu gründen. Umsonst gab er seinem Gesandten in London Auftrag, englische Kaufleute nach Emden zu ziehen; nur Abenteurer und Schwindler meldeten sich.

Bei Vereitelung dieser Versuche war es dem Kurfürsten ein Trost, daß sich von der afrikanischen Küste fortwährend neue Negerstämme um Ausdehnung seiner Schutzherrschaft auf ihr Gebiet an ihn wandten. Er säumte nicht, solchen Wünschen zu entsprechen, fügte seinen dortigen Festungswerken noch ein armirtes Blockhaus bei Tracama hinzu und übernahm die ihm angebotne Oberherrschaft über den ganzen Küstenstrich, ja seine Colonien lagen ihm so sehr am Herzen, daß er sich eine Zeit lang mit dem Gedanken trug, sie persönlich zu besichtigen und bereits Vorbereitungen zur Reise dahin treffen ließ.

Aber auch hier kam es schließlich zu keinem befriedigenden Ergebnis. Der Kurfürst hatte nicht Geldmittel genug, um die allmälige Entwicklung der Colonien zu einer Gewinn abwerfenden Existenz abwarten zu können, er mußte

raschen Erfas der auf die afrikanischen Ansiedelungen und die Flotte verwandten Kosten wünschen. Die Mitglieder der Handelsgesellschaft rechneten gleichfalls auf möglichst raschen Gewinn. Dies trieb zu immer neuen gewagten Unternehmungen und ließ die bereits ins Werk gesetzten vernachlässigen, worunter auch die kaum geschaffne Flotte war.

Die Ostfriesen ließen sich weniger leicht wie die Brandenburger von den Nachweisen hohen Ertrags täuschen, welche Raule ihnen in Betreff der afrikanischen Ansiedelungen vorlegte, sie wurden ihm dadurch unbequem, und er bewog den Kurfürsten, der in ihm den unternehmenden Geist schätzte, die ostfriesischen Actien der Handelsgesellschaft an sich zu kaufen. Hierdurch wurde die Verwaltung der Handelsmarine und der Kriegsflotte wieder vereinigt, und Raule, der durch die Trennung viel von seinem frühern Einfluß eingebüßt, erhielt denselben ungetheilt wieder. Er benutzte dies zu immer größeren Unternehmungen in Afrika, und damit es ihm dazu an Mitteln nicht fehle, überredete er den Kurfürsten die bisherigen kleineren stark zu beschränken. Die Garnison von Groß-Friedrichsburg wurde jetzt auf einen Commandanten, drei Feldwebel und sieben Gemeine, die von Acoda auf zwei und die von Tracama auf vier Mann vermindert; dagegen erbaute man weiter südlich, zwischen dem weißen und dem grünen Vorgebirge eine neue Festung. Dieselbe lag auf dem Gebiete des Reichs Arguin, dessen König Heddy der Handelsgesellschaft den ausschließlichen Betrieb des dortigen für sehr einträglich gehaltenen Ambra- und Gummihandels angeboten hatte. Um dieselbe Zeit wurde der Versuch gemacht, den Dänen einige Forts, die sie auf der Küste von Guinea besaßen, abzukaufen und die Krabbeninsel bei Portorico in Besitz zu nehmen. Je größer aber diese Pläne waren, desto mehr erregten sie die Eifersucht der andern Seemächte. Die brandenburgischen Colonien wurden der Gegenstand heimlicher Anfeindungen, ja die holländische Handelsgesellschaft ging so weit, daß sie die Forts von Acoda und Tracama mit Waffengewalt nahm, die Waarenlager plündern, die Besatzungen gefangen wegführen ließ, Groß-Friedrichsburg belagerte und sich des brandenburgischen Kriegsschiffs „Berlin“ bemächtigte.

Der große Kurfürst gerieth darüber in gewaltigen Zorn, und vergebens rieth ihm sein Staatsrath, die Sache fallen zu lassen und jene Colonien aufzugeben; er forderte Genugthuung für den seiner Flagge angethanen Schimpf, und er hätte sich blutig gerächt, wenn nicht sein Tod dazwischenge treten wäre. Noch auf seinem Sterbebette beschäftigte ihn die Angelegenheit, und die letzte Parole, die er ausgab, lautete „Amsterdam“.

Sein Nachfolger auf dem Throne war ihm völlig unähnlich. Zwar gab er zunächst weder die Flotte noch die Colonien auf, beschloß vielmehr auf Dankelmanns Rath, von Holland das weggenommene Schiff sowie die geraubten Niederlassungen zurückzufordern und weitere Genugthuung zu verlangen, und da Wil-

helm der Dritte, eben im Begriff nach England zu gehen, um den dortigen Thron zu besteigen, Brandenburg brauchen konnte, so wurde das Verlangen erfüllt. Von da an aber ließ das Interesse des Kurfürsten, der jetzt an die preussische Königskrone dachte, sowohl in Betreff der Flotte als der Colonien mehr und mehr nach, und da dies kein Geheimniß blieb, so kam die Handelsgesellschaft, der es immer schon an Geld gefehlt, bald auch so sehr um ihren Credit, daß sie nicht mehr im Stande war, auf eigne Rechnung Schiffe mit Waaren auszusenden. Es mußte deshalb ein holländischer Kaufmann ersucht werden, auf seinen Namen so viel Waaren zusammenzubringen, daß Schiffe mit denselben abgesandt werden konnten. Zu diesem allmätigen Ruin der Gesellschaft trug bei, daß der berliner Hof sich mit dem kopenhagner überwarf, indem der Kurfürst wegen einer Forderung an Hamburg Schiffe dieser Stadt hatte aufbringen lassen und unter diesen sich einige befanden, denen Dänemark gestattet hatte, sich seiner Flagge zu bedienen, worauf der dänische König auf die Fahrzeuge der preussischen Flotte kreuzen und eine große Anzahl derselben wegnehmen ließ. Hierzu kam endlich der Sturz Dankelmanns und der Tod Raules. Damit waren der Handelsgesellschaft die letzten Nerven durchschnitten: noch existirte sie eine Weile, aber sie lebte nicht mehr. Der König Friedrich der Erste erhielt sie nur noch, weil er mit Emden und Ostfriesland, auf welche die Hohenzollern nach dem Aussterben der dortigen Fürsten Anwartschaft hatten, überhaupt in Verbindung zu bleiben wünschte. Er gab deshalb den dringenden Bitten der Kaufleute um Unterstützung Gehör und befahl, die halbverfallnen Forts an der Küste von Guinea auszubessern und deren Besatzungen vor dem Untergang zu retten. Schon seit geraumer Zeit hatten jene keine Thore, diese keine Besoldung mehr gehabt. Ohne alle Mittel gelassen, trieben die brandenburgischen Soldaten, um das Leben zu fristen, einen kleinen Handel mit den Schwarzen der Nachbarschaft.

Jener Befehl war leicht zu geben, aber schwer auszuführen; denn von der ganzen Flotte des großen Kurfürsten war kein einziges Schiff mehr seetüchtig, ja auch nur der Reparatur werth, und so mußte man zwei fremde Fahrzeuge miethen, um die für Guinea bestimmten Mannschaften und sonstigen Hilfsmittel an Ort und Stelle zu bringen. Und auch damit wurde der Zweck nicht erreicht: Stürme, Kaper und unredliche Beamte vereinigten sich, der Unternehmung ein Ende zu bereiten. Als ihr Untergang unzweifelhaft war, suchte jeder Einzelne für sich in Sicherheit zu bringen, was noch Werth hatte. Um solcher Eigenmächtigkeit zu steuern und die hoffnungslose Sache wenigstens zu einem geordneten Abschluß zu bringen, erließ der König einen öffentlichen Aufruf an die Gläubiger der Gesellschaft, ihre Forderungen bis zu einem bestimmten Termin anzumelden, von den Ausbleibenden solle angenommen werden, sie verzichteten auf ihre Ansprüche. Da zeigte sich, wie vollständig das Vertrauen

des Publikums zu den Hilfsmitteln der Gesellschaft verloren gegangen war: auch nicht ein Einziger meldete sich, und so wurden denn alle Forderungen für erloschen erklärt, und ohne Widerspruch von irgendeiner Seite trat der König die Erbschaft der stillschweigend zu den Todten gegangenen Handelscompagnie an. Er dachte nun an einen neuen Versuch den Leichnam wiederzubeleben, indem er sich mit einem englischen Juden in Unterhandlungen einließ, der eine Bank errichten, dadurch Geld aufreiben und damit eine neue Ansiedelung in Afrika begründen sollte. Ehe diese Transaction aber noch zum Abschluß gereift war, wurde ihr durch den Tod Friedrichs ein Ende gemacht und so — denn der Jude war ein Schwindler — neuer Verlust und neue Schmach verhütet.

Der Nachfolger hatte nicht den mindesten Sinn für überseeische Unternehmungen. Zunächst war ihm das Meer überhaupt zuwider, dann hielt er sich — und wie die Dinge lagen, mit Recht — lieber an das Nahe, als an das Ferne, dann aber war seiner hausbälterischen und ordnungsliebenden Art die Viederlichkeit, die in der Verwaltung der Flotte und der Colonien eingerissen war, ein Greuel und Abscheu. Diesem Greuel mußte ein Ende gemacht werden, als guter Wirth aber war der König doch bemüht, einen möglichst guten Preis dafür zu erzielen, und so bot er die brandenburgischen Besitzungen in Afrika zuerst der englisch-amerikanischen, dann der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft für 40,000 Pfd. St. zum Kauf an. Allein keine von beiden wollte sich darauf einlassen, selbst dann nicht, als Friedrich Wilhelm seine Forderung beträchtlich ermäßigte. So blieb denn der König einstweilen Besitzer der Colonien, verweigerte aber entschieden jeden Groschen zur Erhaltung und Förderung derselben und blieb selbst dann dabei, als man ihn bei seiner Lieblingsneigung zu fassen und auf andre Gedanken zu bringen suchte. Bekannt ist, daß er bei aller seiner Sparsamkeit für stattliche Soldaten beträchtliche Summen bereitwillig hergab. Deshalb wurde ihm vorgestellt, daß ein für die Fahrt nach Afrika ausgerüstetes Schiff ihm von dort anderthalb Hundert schöne Mohren mitbringen könnte, die als Trommler und Pfeifer ein Schmuck für seine Regimenter sein würden; baares Geld brauche er dazu nicht beizusteuern, da die in Emden befindlichen Grundstücke der Handelsgesellschaft für diesen Zweck verkauft werden könnten. Das wirkte: der König schrieb eigenhändig auf die Eingabe: „Damit bin zufrieden, aber hundertsechzig Mohren“. Der Befehl zur Ausrüstung der Expedition wurde ertheilt, aber ehe man damit noch begonnen hatte, wurde die Zahl der geforderten Schwarzen von Friedrich Wilhelm auf 170 gesteigert, und bald zeigte sich überdies, daß die erwähnten Grundstücke in Emden so mit Hypotheken belastet waren, daß ein Verkauf derselben nur einen geringen Ueberschuß ergeben hätte; den Ausfall aber zu decken, war der König nicht zu bewegen, wie gern er auch die schwarzen Tamboure und Pfeifer

gehabt hätte. Er hielt einmal alle, die sich mit der Sache befaßten, für Phantasten oder Industrieritter, von denen er überlistet zu werden fürchtete, und so war er auf keine Weise dahin zu bringen, unter irgendein Document, welches sich auf den Seehandel bezog, seinen Namen zu setzen. Dadurch aber verlor die preussische Flagge außerhalb der Ostsee alles Ansehen, so daß sich dort zuletzt kein Schiffsführer ihrer mehr bedienen mochte.

Zu dem gerechten Grimm, welchen der König gegen die Abenteurer und Schwindler empfand, welche sich in die Handelsgesellschaft eingeschlichen hatten, kam noch sein Aerger über die Behörden Emdens, die ihn in einem Proceß gegen einen dortigen Kaufmann benachtheiligt. Die ganze Stadt war ihm dadurch zuwider geworden, und da ihm der weite Blick des großen Kurfürsten mangelte, wollte er mit derselben überhaupt nichts mehr zu schaffen haben und ließ deshalb in öffentlicher Auction alles, was er von dem Vermögen der Handelsgesellschaft noch sein nennen konnte, verkaufen. Den Erlös — 5982 Thaler — verwendete er auf die dortige preussische Besatzung. Als diese endlich auf kaiserlichen Befehl zurückgezogen werden mußte, war der König sehr zufrieden damit; denn entweder glaubte er nicht an die Bedeutung Ostfrieslands, oder die Verbindung mit demselben war ihm durch jenen Vorfall zu sehr verleidet, als daß sein Verstand seines Verdrußes hätte Herr werden können.

Die afrikanische Colonie wurde Friedrich Wilhelm nicht so leicht los. Endlich aber meldete sich die holländisch-ostindische Compagnie als Käuferin. Sie bot freilich nur viertausend Ducaten dafür, doch war das unter den obwaltenden Verhältnissen immerhin etwas, und da die Unterhändler, die Neigung des Königs klug benutzend, noch zwölf junge Mohren, von denen sechs mit goldnen Halsbändern geschmückt sein sollten, als Zugabe versprachen, so kam der Kauf zu Stande. Doch blieb es der Gesellschaft überlassen, in Güte oder mit Gewalt die Besignahme zu bewerkstelligen, und diese Clausel wurde Ursache, daß die Schöpfung des großen Kurfürsten wenigstens einigermaßen ein Ende mit Ehren nahm. Das aber ging folgendermaßen zu.

Die Gesellschaft hatte sich zu jener Bedingung aus freien Stücken erboten. Sie hatte vermuthlich gemeint, daß eine Besatzung, die längst schon ohne Sold, ohne Unterstützung irgendwelcher Art, ja ohne alle Verbindung mit dem Vaterlande eine Position in fernen Landen behauptete, mit Freuden die Gelegenheit wahrnehmen werde, aus so drückender und kläglichem Lage erlöst zu werden, daß die Besizergreifung also keine Schwierigkeiten haben werde. Darin aber täuschte sie sich, sie fand Widerstand von einer Seite her, von wo ihn schwerlich jemand erwartet hatte.

Während in Berlin die Unterhandlungen über den Verkauf noch schwebten, faßte der Commandant von Groß-Friedrichsburg, dessen dringende Bitten um Herstellung der verfallenden Festungswerke, um Ergänzung der Munition und

um Gewährung der nöthigsten Subsistenzmittel ohne Antwort geblieben waren, in dem Glauben, der König habe seine Berichte nicht erhalten, den Entschluß, persönlich nach Berlin zu reisen, um Abhilfe zu erlangen. Bevor er aber die weite Fahrt antrat, übergab er dem verbündeten Negerhäuptling Jean Cuny seine Festung, überreichte ihm eine brandenburgische Flagge und ließ sich von ihm versprechen, sie und die Citadelle treu zu hüten, bis er zurückkehre. Cuny hielt seine Zusage wörtlich. Als die Beauftragten der holländischen Gesellschaft von ihm Uebergabe der Festung verlangten, erklärte er, nur an den jetzt abgereisten brandenburgischen Befehlshaber werde er sein Fort und seine Flagge übergeben. Vorstellungen fruchteten nichts. Einen Angriff von fünfzig Mann Soldaten, welche unter einem Hauptmann heranrückten, empfing der tapfere Schwarze am Thor mit einer so wohlgezielten Salve, daß — wie unsre oben genannte Quelle berichtet — der ganze Trupp auf dem Plage blieb und nur der Führer davontkam. Eine größere Streitmacht war nicht zur Hand, der Käufer von Groß-Friedrichsburg mußte sich daher begnügen, über die unangenehme Affaire nach Berlin zu berichten und sich eine förmliche Abtretungs-urkunde von da zu erbitten. Dieselbe kam an, aber Cuny „beachtete die todten Papiere nicht“ (vermuthlich schon weil er nicht lesen konnte) und so war noch immer nicht geholfen.

Der Befehlshaber, der allein hätte vermitteln können, kam nicht wieder. Cuny aber vertheidigte seine Festung fort und fort gegen alle Angriffe, die von den Holländern jetzt mit stets gesteigerter Macht und Energie unternommen wurden; denn sie hielten es nunmehr für Ehrensache, den Troß der Wilden zu brechen. Furchtlos kämpfte der schwarze Vertheidiger der preußischen Flagge weiter, in der That, ein wenig wild; denn er pflasterte den Vorhof des Forts mit den Schädeln der erschlagenen Holländer, aber treu in seiner Art, sieben ganze Jahre lang. Und als endlich die mit Brandenburg verbündeten Stämme, des Blutvergießens müde und allmählig einsehend, daß sie aufgegeben seien, den Krieg nicht mehr fortzusetzen beschlossen, verschwand Cuny eines Tages plötzlich in den undurchdringlichen Wäldern der Nachbarschaft, und niemals hörte man wieder von ihm. Die Flagge hatte er mitgenommen — wenn die Relation ganz der Wahrheit gemäß ist, ein schöner Zug nach Afrika verpflanzter deutscher Treue.